In freier Stunde

Der Freibauer

Roman von Gustav Schröer

(2. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

Es war ein regnerischer Sonntag; der Nebel lastete auf Fluren und Herzen. Da traf bei den Eltern Karl Demuts die amtliche Nachricht ein, daß ihr Sohn, nach dem Zeugnisse seiner Kameraden, auf einem Patrouillengange von Freischärlern erschossen worden sei. Die Leiche habe man jedoch nicht finden können; sie sei wahrscheinlich verschleppt worden. Karl Demut werde vorläufig als vermißt geführt, obwohl man kaum an seinem Tode zweifeln könne.

Hanna erriet, was man ihr verschweigen wollte, und die Botin war die erste, die offen mit dem Mädchen von ihrem Verluste sprach. Zwar hatte Hanna getan, was sie tun konnte, um das Unglück abzuwenden. Sie war in das Haus des Boten Christian gelaufen, hatte einen Himmelsbrief gekauft und ihn dem Bräutigam in das Feld nachgesandt. Nun suchte sie Trost bei Anna Dorothea, die sie kannte von Kind auf, und in deren Hause sie wohl tausendmal aus und ein gegangen war. Das Licht der hellen Sonne mied sie, aber wenn die Nacht hereingebrochen war, dann huschte sie hinter den Gärten weg, scheu und zitternd und doch von einer wunderbaren Gewalt gezogen. Sie sprach oft wirre, angstvolle, unzusammenhängende Worte.

Von der Unglücksbotschaft war Hanna durchaus nicht überrascht. Wäre der Himmelsbrief acht Tage eher abgegangen, so wäre vielleicht noch Hilfe möglich gewesen, aber so . . . ja, es kam alles, wie es mußte.

Die Botin war eine andere geworden, als sie es früher gewesen war. Nun sie sah, wohinaus es bei Hanna lief, da stand das Weib vor dem furchtbaren Unglück wie das Kind, das ein Streichholz in die Strohscheuer geworfen hat und laut aufschreit, weil das Stroh anfängt zu brennen. Anna Dorothea hatte Hanna Fryman von Herzen lieb. Ihre eigene Tochter Martha war mit Hanna gleichen Alters und deren beste Freundin. Zur Zeit war Martha in einem Pfarrhause in der Nachbarschaft.

Eines Tages hielt der Wagen des alten Landarztes vor dem Freihofe. Der geängstigte Vater hatte den Arzt rufen lassen, um der heimlichen Krankheit, die seine Tochter verzehrte, mit Tränken und Mixturen zu Leibe zu gehen. Als Hanna den Arzt aus dem Wagen steigen sah, fragte sie den Vater erstaunt, zu wem der Doktor komme, und als ihr der Vater sagte, daß er ihn für sie gerufen habe, schüttelte sie mit einem leisen, so selten gewordenen Lächeln den Kopf: „Zu mir, Vater? Mir fehlt nichts!“

Ohne Widerstand aber ließ sie sich von dem Arzte untersuchen. „Freibauer,“ erklärte der Doktor, „Eurer Tochter fehlt nichts. Alle Organe sind gesund, und wenn's im Herzen sitzt, so ist gegen solch ein Herzleiden nichts zu machen. Das ist der Krieg! Denkt doch, vier Wochen vor der Hochzeit, und nun wird der Bräutigam auch noch vermißt! Ich kann nur zweierlei raten: Gebt das Mädchen aus dem Hause, dahin, wo recht viele Zerstreuungen ihrer warten, oder gebt ihr in Eurem Hause viel Arbeit. Arbeit von früh bis spät. Im übrigen: Gott befohlen! Wenn Ihr mich braucht, Ihr wißt, ich komme jederzeit. Den Kopf hoch, Hannchen, sei stolz, daß du dem Vaterlande dein Liebstes geben durftest!“

Da sah ihn das Mädchen mit einem wehen Blicke an, und schwere Tränen rollten ihr über die Wangen herab. Auch dem alten Landarzte rann eine Träne in den Bart; das war Seelenleid, wie es, Gott sei Dank, selten auf Erden gefunden wird.

Aus dem Hause zu gehen, dazu war Hanna nicht zu bewegen. Arbeiten, ja, das wollte sie. Zwei Tage ging es, dann aber war es mit der Arbeit wieder vorbei. Das Mädchen ging auf das Feld, begann zu schaffen, lehnte sich auf die Hacke und starrte in die Furchen. Daheim fing sie an zu nähen, hielt die Nadel in der Hand und stierte in die Ecke. Das Elend wurde größer von Tag zu Tag.

Wunderbarerweise ahnte niemand, daß einen Teil der Schuld an dem herzzerreißenden Trübsinn des Mädchens das Weib des Boten Christian trug.

Hanna schwieg.

Sie schwieg, weil es die Botin gefordert hatte, und sie schwieg, weil es ein altes, ungeschriebenes, aber sich immer vererbendes Gesetz im Reiche des Aberglaubens ist, daß man über seelische Vorgänge nicht sprechen darf, so wenig wie über Träume und Erscheinungen.

Seelenleid hatte Freibauers Hanna mürbe gemacht, und als sie in ihrem Leide nach einer Stütze tastete, da hatte sie die nicht bei Vater und Schwiegereltern gesucht und gefunden, sondern unglücklicherweise bei der Frau des Boten Christian, die nicht schlecht, sondern selbst von ihrem übermenschlichen Können überzeugt war und nach der Meinung vieler ihre übernatürliche Kraft oft genug bewiesen hatte. Wie Anna Dorothea selbst über die schützenden Himmelsbriefe dachte, das wußte niemand. Gesprochen hatte sie nie darüber.

Hanna versank mehr und mehr in einen Zustand des Hindämmerns. Allen Bemühungen des Vaters, des Arztes und ihrer Schwiegereltern setzte sie einen wortlosen, aber unüberwindlichen Widerstand entgegen. Zu der Botin ging sie nicht mehr.

„Sehr schön, Ihre Rede," sagte er, „leider aber habe ich mein Geständnis widerrufen müssen."

Ohne ein weiteres Wort setzte sich der Herr im grauen Ulster an den Tisch und füllte sich ein Glas mit Wein. Er leerte es auf einen Zug, klopfte dann an das Glas und erhob sich.

„Meine Damen und Herren, was unser Freund von der Gerechtigkeit gesagt hat, war sicher sehr schön. Alle Menschen nämlich sprechen über das, was ihnen fern liegt. Herr Lennox aber sollte sich nicht in die Gefahr derartig festlicher Aufregungen begeben, denn Sie sehen alle, daß er sehr bleich geworden ist. Fehlt Ihnen etwas, mein lieber Herr Lennox?"

Herr Lennox war wirklich sehr bleich geworden. Der Herr im grauen Ulster hatte eine Atmosphäre geschaffen, deren Spannung nicht mehr zu überbieten war.

„Es wird am besten sein, ich führe Sie ein wenig an Deck."

Mit diesen Worten nahm der Herr im grauen Ulster Herrn Lennox mit Nachdruck am Arm und führte ihn an Deck. Da standen der Zahlmeister und der Kapitän mit einigen Offizieren. Der Kapitän überreichte dem Herrn im grauen Ulster ein Bündel Banknoten und sagte:

„Das haben wir in der Kabine des Mister Lennox gefunden."

Der Herr im grauen Ulster zog ein Notizbuch hervor und verglich die Nummern der Banknoten. Dann sah er Mister Lennox mit triumphierendem Blick an und sagte:

„Es tut mir sehr leid, daß Sie verloren haben. Ich muß Sie verhaften."

Mister Lennox erwachte aus seinem Brüten.

„Mit welchem Recht?" begehrte er auf.

„Ich bin der Chefkommissar des Raubdezernats," sagte der Herr im grauen Ulster."

Ralph Lennox wurde abgeführt.

*

Abends saß der Kommissar mit den Offizieren zusammen und erklärte ihnen den ganzen Fall.

„Es kam darauf an, den Burschen hier auf dem Schiff abzufassen. Die Spuren wiesen mit einiger Genauigkeit hierher. Leider bin ich etwas faul und liebe keine großartigen Aktionen. Wir hätten vielleicht das ganze Schiff durchsuchen können. Das hätte aber erstens viel Arbeit gemacht und zweitens wäre es unangenehm aufgefallen. Darum habe ich selbst den Verbrecher gespielt in der Hoffnung, daß der wirkliche Täter sich bemerkbar machen würde. Nun, er tat es auch, indem er ein Fest gab. Wohl erklärlich, daß es ein Fest der Freude war, denn mit meiner Verhaftung hatte er zunächst eine vorläufige Sicherheit gewonnen. Als ich davon erfuhr, bat ich Sie, die Kabine des Herrn Lennox zu durchsuchen. Es war die einfachere und bequemere Methode. Ich bin eben ein bißchen phlegmatisch. Meine Frau sagt auch immer, aus mir hätte etwas werden können, wenn ich nicht so faul wäre."

Der Herr im grauen Ulster war müde. Er verabschiedete sich von dem Kapitän und den Offizieren.

„Sie sind ein fabelhafter Mann," sagte der Kapitän anerkennend.

„Nur relativ," antwortete der Kommissar, „fragen Sie nur Mister Lennox, der wird das glatte Gegenteil behaupten..."

Der Platz am Herde

Von Robert Steinitz

„... und ich sehe Sie noch wie gestern, als unsere Klasse Ihnen Glück wünschte zum dreißigsten Geburtstag. Wir alle hatten ja ehrlichen Respekt vor unserem stattlichen Lehrer, bei dem es lebhaft vorwärts ging, der sogar noch Zeit fand, gelobte Bücher zu schreiben, und die Eltern ehrten unseren Meister ebenfalls. Aber wenn auch die Wünsche von damals, ein berühmter Mann möge uns einmal unterrichtet haben, nicht in Erfüllung gehen konnten — es freut mich aufrichtig, daß Sie unser Städchen wieder besuchten, Herr Doktor!"

„Es trieb mich noch einmal an den Ort meiner glücklichsten, strebendsten jungen Jahre, ehe ich wohl ganz zum Erliegen komme, gnädige Frau..."

„Kehren Sie zu uns zurück! Sie leben hier Ihrer Arbeit gesünder und billiger als in der großen Stadt."

„Dann verliere ich meine letzten Verbindungen, die mich bisher als Freischaffenden über Wasser halten halfen. Etwas Zehrgeld früheren Rufes zählt dort noch für mich."

„Ein Mann wie Sie dürfte sich damit nicht begnügen. Erfrischung und Ermutigung fänden Sie ohne Zweifel bei uns — wir schätzen noch alte Freundschaft und Führerschaft, auch wenn in den Familien unserer ehemaligen kleinen Residenz der Wohlstand von ehedem zerronnen ist. Aber auch wir haben kämpfen gelernt; das Stilleben von damals kehrt doch nicht wieder, und wer ihm ewig nachtrauert, hat es schließlich nicht anders verdient."

„Mir ist zu viel verkehrt gegangen, Jahr um Jahr, gnädige Frau, und ich sehe zu spät, wie vieles ich selbst verkehrt gemacht habe."

„Aber bedenken Sie doch — wieviel ging denn im großen verquer, drinnen und draußen — in den zwanzig Jahren, seitdem Sie, von uns allen geleitet, vom Katheder ins Feld zogen! Ueber die Zeit der Selbstvorwürfe, der eigenen Verkleinerung sollten wir allesamt hinwegsein. Ich selbst bin als ziemlich verwöhntes Prinzeßchen aufgewachsen. Aber als mein Mann sein Geld verlor, habe ich das eigene Zupacken geübt und helfe ihm jetzt guter Zuversicht mit unserer kleinen Fremdenpension; irgendwie spürt doch bald ein jeder, daß es wieder aufwärts geht... Sie könnten bei uns wohnen und alles Nötige haben, durchweg zum äußersten Selbstkostenpreis, und Kleinigkeiten gingen noch auf das Konto guter, unvergessener Lehren. Wenn wir in den Sommermonaten unser Häuschen voll haben, möchten Sie gewiß uns auch etwas behilflich sein."

Er rang um seine Antwort. Es wollte bei manchen Lockendem um so peinlicher überschlagen sein, sollte ein hilfreicher Mensch nicht Verlust ernten.

„Ich erinnere mich noch, Herr Doktor, wie Sie kurz vor den Ferien ein englisches Buch mitbrachten und mit uns daraus lasen — „Arbeiten und nicht verzweifeln" hieß es — und wie Sie daran die Bemerkung knüpften, daß gerade die Briten sich nie vom Schicksal beugen ließen und mit Erziehung zur Lebenskunst und volkstümlicher Lebensweisheit aus gesundem Menschenverstand einander den Nacken steifen. Jetzt kommen wir ja allmählich auch dahin, das zu tun, was wir lehren und lernten."

Der Gewissenspeil schien getroffen zu haben. Unwillkürlich straffte sich der Mann aus versunkener Haltung.

„Ich danke Ihnen sehr, gnädige Frau. Vielleicht sollte unsere zufällige Wiederbegegnung unter den alten Schloßeichen mir eine Wende bringen. Sie haben natürlich recht. Wie unser Volk sich bei beschränkten Mitteln nur auf seine eigenen gesunden Kräfte verlassen kann, so muß jeder mit sich gleichfalls Ernst machen, erscheint es auch noch so schwierig. Und mich freut es, daß meine Worte von einst auf so empfänglichen Boden fielen. Unser Wirken bleibt wohl niemals unnütz und vergeblich, wenn es ehrlich gemeint ist."

„Ich habe manchmal daran gedacht, als ich verzweifeln wollte in Nahrungssorge um Mann und Kinder. Und Sie stehen nur für sich."

„Dies wenigstens nicht durch eigene Schuld. Meine Frau verließ mich schon vor Jahren, als ich ihr das Gewöhnte nicht mehr bieten konnte; sie soll heute im Auslande leben."

„Sie Aermster. Desto nötiger tut Ihnen ein Heim, ein warmer Herdplatz — das wird auch mein Mann nachfühlen."

„Ich will es versuchen — nicht bloß mit halbem Willen, sondern mit allem Nachdruck. Ein alter Lehrer darf am wenigsten enttäuschen — auch wenn aus der Lehre eine Schreibe wurde und die Schülerin ihn in ihre Lehre nimmt."

„Jetzt stehen Sie über unserer augenblicklichen Situation. So werden Sie auch ein anderer Herr werden. Dazu ein herzliches Glückauf, Herr Doktor!"

■ Fröhliche Ecke ■

Das Wichtigste

Der Lehrer: „Das Schwein ist ein sehr nützliches Tier! Aus dem Kopf stellen wir Sülze her, die Beine geben uns Schinken, die Borsten werden zu Kleiderbürsten verarbeitet ... nun, Fritz, kennst du noch etwas vom Schwein, was wir verwerten?"

Der Schüler: „Ja — — der Name wird als Schimpfwort gebraucht!"

Unteroffizier Demut lag verwundet auf dem Sturzacker. Die Kugel hatte ihm den Kiefer zerrissen und die Schulter zerschlagen. Das Geschoß war hart an den lebenführenden Adern vorbeigestreift.

Von dem brennenden Schmerze erwachte Karl Demut. Blut klebte ihm an den Händen und braune Ackererde an der Uniform. Tastend befühlte er das Gesicht. Nun wußte er wieder, was geschehen war, und im Augenblicke war auch die Vorsicht wieder mahnend zur Hand. Langsam kriechend erreichte er den Straßengraben und lugte aus nach seinen Kameraden. Die waren verschwunden.

Wenn jetzt der Feind kam, einer von den Meuchelmördern, dann würde das Messer vollenden, was die Kugel nur halb vollbracht. An sein Daheim dachte der Unteroffizier nicht, nur ein tiefes Weh schnitt ihm ins Herz, weil ihn die Kameraden verlassen hatten, für die er eingetreten war wie ein Bruder. Die harte Anklage aber verstummte. Die Kameraden mußten zurück! Sie hatten alle um den Rückzug gekämpft. Er hatte ja Stübel auch liegen lassen müssen. Lebt wohl, Vater, Mutter, Braut! Nun kommt das Ende — —

Die Wunde brannte heißer denn zuvor, und ein lähmendes Erstarren kroch über Herz und Glieder. Der Kopf aber schien nicht mit sterben zu wollen. Im traumhaften Hindämmern lag Karl Demut am Straßengraben. Er fühlte, was um ihn geschah, und konnte doch keine Hand rühren, nicht einmal das Augenlid heben.

Da kam einer der Bauern über die Felder daher. Er sah den anscheinend toten Soldaten. Aengstlich blickte er sich nach allen Seiten um und sprang dann zu dem Liegenden.

Karl Demut wollte sich wehren, er wollte rufen, und er mußte liegen blieben, wie er lag. Der Franzose aber nahm des Starren rechtes Bein und zog mit raschem Ruck den Stiefel herunter, dann vom linken Bein den anderen und sprang katzengewandt davon. Er hatte ein Paar herrliche, feste Stiefel, ein Kleidungsstück, dessen Bedeutung für den Winter im Moore ihm rasch klar geworden war.

Drüben im Hause am Bergabhange, das Unteroffizier Demut bei seinem Vordringen untersucht und leer gefunden hatte, wohnte die Witwe Lafitte mit ihrer Tochter. Die beiden Frauen sammelten Kräuter.

Von den Bauern der Dörfer kümmerte sich niemand um sie. Jeanne Lafitte aber half, wo sie Jammer sah, und opferte gern von dem Wenigen, das sie besaß. Sie und ihre Tochter liebten beide ihr Vaterland von Herzen, als sie aber heute aus dem Walde her beobachten mußten, wie man hinterlistig eine kleine Abteilung überfiel, da hatten sie den Krieg verwünscht, der zum Morden geworden war.

Bebend hatten Madame Lafitte und ihre Tochter sich hinter die Erdwälle im Moore gekauert.

Nun krochen sie zitternd hervor und holten ihren Karren wieder, auf den sie Birkenreisig und Moos geladen hatten.

Da sahen sie von weitem, wie der gehässige Quentin über die Felder sprang und sich an einem Gefallenen zu schaffen machte. Quentin war ein begüterter Mann. Er war schlechter als sie alle, aber er war schlauer. Quentin hatte sicher mit gemordet, aber eine Flinte würde man bei ihm nicht finden; die lag wohl unter Moos und Steinen im Moore. Ja, Quentin war schlau; er beraubte den Preußen; — aber Jeanne Lafitte und ihre Tochter haben es gesehen und werden es ihm sagen, wenn er wieder einmal auf Mademoiselle Lafitte lauert.

Jetzt huschte Quentin nach seiner Scheune, und die Frauen trotten rasch auf der Landstraße dahin.

Sie stießen auf den starren Unteroffizier, und Madame Lafitte hätte eben nicht Madame Lafitte sein müssen, wenn sie sich nicht hätte niederbeugen sollen, um mit kundigem Finger und lauschendem Ohr des wunden Mannes Herz zu untersuchen. Leise, leise schlägt das Herz, aber es schlägt!

„Er lebt, man muß ihm Hilfe schaffen."

„Aber Mutter! Er ist ein Preuße!"

„Nein, mein Kind, er ist unser Freund; denn er leidet."

Mutter Lafittes welkes Gesicht strahlte in Erbarmen und Liebe. Wie hätte sie einen wunden Menschen am Wege liegen lassen können, noch dazu einen, den der schändliche Quentin beraubt hatte! Vorsichtig hoben die Frauen den schweren Körper auf das Moos.

Karl Demut aber zuckte auf. Die Starrheit war gewichen, nur eine furchtbare Gleichgültigkeit gegen alles, was geschah, war geblieben. Er spürte jeden Stoß des Wagens, er stöhnte wohl auch, wenigstens kam es ihm manchmal so vor, und er hörte dann bedauernde Worte, die er zwar nicht verstand, aber nach dem Tone, in dem sie gesprochen wurden, für den Ausdruck des Bedauerns halten mußte.

Und dann lag er lange in Feindesland in Mutter Lafittes einsamem Häuschen, war oft dem Tode nahe und wurde — gesund gepflegt. — — —

* * *

„Und jedes Heer, mit Sing und Sang,
Mit Paukenschlag und Kling und Klang,
Geschmückt mit grünen Reisern,
Zog heim zu seinen Häusern."

„Sie kommen, sie kommen! Hurra! Hoch, hoch!" Die Glocken läuten, die alten Donnerbüchsen knallen. Hei, wie die Jungen springen!

„Mein Mann war auch dabei." „Ja, meiner war bei Sedan." „Und meiner ist mit in Paris eingezogen."

„Gott, wer das gedacht hätte, es ist aber doch gut, daß es vorbei ist! Nun kommt die Ernte wieder. Wir hätten wieder alles allein machen müssen, und das ist doch zuviel Arbeit."

Die Frauen unterhalten sich und führen ihre Kinder an der Hand oder tragen sie auf dem Arme.

Das Friedensfest wird in Rehbach durch großen Einzug der Kriegsteilnehmer gefeiert. Zwanzig Minuten vor dem Dorfe treten sie an. Sie marschieren mit festen Schritten ihrem Dörflein zu, als kämen sie eben aus Kampf und Sieg. Man denkt sich das nur so. Heimgekehrt sind sie längst, aber einzeln.

Heute ist nun der feierliche Empfang.

Aber es wird schön, wunderschön! Am Dorfeingange ist eine Ehrenpforte erbaut. Da stehen der Herr Pfarrer, der Herr Lehrer mit den Kindern und der Herr Schulze mit der Gemeindevertretung.

Der Pfarrer preist in kurzen Worten die Gnade Gottes, der Schulze rühmt die tapferen Streiter als Männer, die der Gemeinde auch draußen Ehre gemacht hätten, und der Lehrer läßt dreistimmig singen: „Nun danket alle Gott". Es ist alles sehr schön und sehr feierlich.

Da kommt der alte Demut und schwenkt hoch in der Rechten einen Brief.

„Mein Sohn kommt auch. In acht Tagen ist er da. Er kommt aus dem Krankenhause in Frankfurt!"

Und es war alles wahr! Der schwerverletzte Unteroffizier war, nachdem er notdürftig ausgeheilt, verhältnismäßig rasch ausgeliefert worden. In Frankfurt hatte man ihn noch einige Tage zur Beobachtung behalten; nun sollte er heimkommen.

Gab es denn noch Wunder? Noch wußte kein Mensch etwas Genaueres über Karl Demut. Daß er

aber lebte, der Totgesagte, das war schon ein Wunder, daß er sich wiedergefunden hatte, der verschollen war, das war das andere Wunder. Nun mußte noch ein drittes Wunder eintreten, oder die ganze Weisheit Gottes hatte trotz allem ein Loch. Und das dritte Wunder kam! — — —

* *
*

Im Freihofe sitzt ein blasses, blödes Menschenkind. In der tiefen, efeuumwucherten Fensternische ist Hannchens Platz.

Dort sitzt sie, wenn der Donner rollt und — lacht, von dort aus sah sie zu, als man den Jakob begrub, der von seinen acht Kindern weggestorben war, und sie — lachte. Sie lachte, als der viele, viele Schnee fiel, der fast das ganze Dorf begrub. So sitzt sie auch heute.

Der Sonnenschein grüßt durch die Scheiben, Glockentöne wallen durch die Luft. Bei dem Krachen der Böller fährt Hannchen zusammen, das geistlose Lachen erstirbt, und in die Augen tritt ein tiefes Erschrecken.

Der Bauer beobachtete sein Kind. Er ist zäh, aus hartem Holz geschnitzt und hat sein Lebtag mit festen Füßen auf der Erde gestanden. Als man sein Weib begrub, da war sein Gesicht hart; seine Tränen ließ er niemand sehen. Mit seinem Gotte redete er, wie eben ein Bauer redet, hart und knapp; denn es ist dem Bauern schwer, etwas erbitten zu müssen; er will, was er bedarf, lieber in harter Arbeit verdienen. Seinen Leuten ist er ein strenger, aber gerechter Herr. Sie lieben ihn; denn bei dem Freihofbauern wird kein Mensch, der in wirklicher Not ist, umsonst bitten. Hart ist nur des Bauern Hand, hart kann auch sein Kopf sein und eisern sein Wille, aber das Herz ist weich, weicher als es manchmal gut ist; denn es macht dem Kopfe oft einen Strich durch die Rechnung.

(Fortsetzung folgt)

Angewandte Psychologie

Von Thea Rose.

In letzter Minute kam ein Herr in grauem Ulster auf das Schiff. Das Fallreep wurde schon eingezogen, und nur durch einen geschickten Sprung kam er noch an Bord. Der Zahlmeister interessierte sich besonders für ihn, da er keine Fahrkarte hatte.

„Mein Herr," sagte er, „Sie haben keine Passage belegt."

Der Mann im Ulster trocknete sich die von dem Laufen feuchte Stirn.

„Nein," sagte er, „ich hatte keine Zeit mehr. Was bin ich schuldig?"

„In welcher Klasse gedenken Sie zu reisen?"

„Luxuskabine natürlich," sagt der Mann großartig. Er war dem Zahlmeister unsympathisch. Der hatte für solche Protzen nichts übrig. Er lud ihn ein, in die Zahlmeisterei zu kommen, und der Mann zahlte in neuen Hundertmarkscheinen den Wert der Passage. Dann ließ er sich seine Luxuskabine anweisen, machte es sich bequem und erschien nach einer Stunde bereits auf Deck. Er war von ungewöhnlicher Freigebigkeit, so daß es den übrigen Passagieren des Schiffes bereits auffiel. Er aß bei der gemeinsamen Mittagstafel Unmengen.

Auch der Kapitän wurde auf den Mann aufmerksam. Und als er sich mit dem Zahlmeister über den sonderbaren Passagier unterhielt, waren die beiden Herren sich einig, daß da irgend etwas nicht stimmte.

Die Ueberraschung kam denn auch sehr schnell. Als das Schiff zwei Tage auf dem Ozean schwamm, brachte der Funkentelegraphist dem Kapitän ein Polizeikabel, in dem um Fahndung nach einem Bankräuber gebeten wurde, der die Kleinigkeit von Neunhundertfünfzigtausend Mark gestohlen hatte.

Der Kapitän besprach den Fall mit seinen Offizieren. Der einzige Verdächtige des Schiffes war der Mann mit dem grauen Ulster, und gerade, als man ihn zu einer Besprechung bitten wollte, klopfte er an die Tür der Offiziersmesse und trat ein.

„Deus ex machina," sagte er freundlich. „Ich habe es im Gefühl, daß meine Gegenwart hier erwünscht ist. War ja eigentlich auch ein leichtsinniges Unternehmen."

„Ich verstehe Sie nicht ganz, mein Herr," sagte der Kapitän.

Der Mann im grauen Ulster klopfte dem Kapitän sehr freundschaftlich auf die Schulter.

„Sie werden schon noch verstehen. Wenn wir in New York ankommen werden, dann werde ich dort von einigen Amtspersonen in Empfang genommen. Wozu gibt es denn eigentlich Funktelegraphie? Ich habe ein schwaches Herz und will mich lieber den Aufregungen, die auf mich warten, nicht aussetzen. Ich mache Ihnen hier ein Geständnis: ich bin ein Bankräuber."

Dem Kapitän wäre vor Erstaunen beinahe die Pfeife aus dem Mund gefallen. Die Offiziere fanden den kleinen Herrn sehr komisch, und nur der Zahlmeister behauptete, er hätte schon so etwas geahnt.

Als der Kapitän sich gefaßt hatte, erklärte er dem Herrn im grauen Ulster, daß er ihn verhaften müsse. Das schien weiter keinen Eindruck auf ihn zu machen.

So wurde er denn in eine Arrestzelle geführt, und ein Matrose stand als Wache davor.

Diese kleine Episode sprach sich bald auf dem Schiff herum. Der Kapitän selbst sprach beim gemeinsamen Mittagsmahl darüber, indem er erklärte, daß es das erste Mal sei, daß ein Verbrecher sich mit einem Geständnis freiwillig an ihn gewandt habe. Mister Ralph Lennox, einer der Passagiere der ersten Schiffsklasse, mußte über diesen Fall lange lachen, und sein Lachen hatte den Unterton einer meckernden Hysterie.

„Nein, so etwas, so etwas," sagte er und lachte wieder.

*

Der verhaftete Herr im grauen Ulster begann durch das Schiebefenster der Zelle ein Gespräch mit dem Matrosen.

„Die Leute hier auf dem Schiff amüsieren sich wohl, man hört den Trubel bis hier unten."

„Und ob," sagte der Matrose, „einer gibt ein Fest."

Eine Weile war es still. Dann schob der Herr im grauen Ulster einen kleinen Zettel aus dem Schiebefenster, und nach fünf Minuten war der Kapitän bei ihm.

„Herr Ralph Lennox hatte sich erlaubt, aus einer plötzlichen Laune die ganze Schiffsgesellschaft seiner Reiseklasse zu einem kleinen Fest einzuladen.

Die Stewards haben alle Hände voll zu tun."

„So, so," sagte der Mann in der Arrestzelle. Dann sprach er längere Zeit mit dem Kapitän.

Als die Gesellschaft an der Tafel saß, fühlte sich Mister Lennox bemüßigt, eine Rede zu halten.

„Meine Damen und Herren, ich bin kein Mann von großen Worten. Die Gerechtigkeit hat heute einen Sieg erfochten. Sie kennen alle den Fall jenes Herrn im grauen Ulster, der Angst vor der Konsequenz seines verbrecherischen Tuns hatte und sich selbst der Gerechtigkeit in die Arme gab. Ich selbst bin ein Rechtsfanatiker und begrüße diesen Anlaß, ihnen als Gleichgesinnten dieses kleine Fest geben zu können. Ihr Wohl, meine Damen und Herren."

Mit diesen Worten trank Mister Lennox seinen Kelch leer. Dann starrte er wie gebannt nach der Tür, durch die eben der Herr im grauen Ulster trat.